

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Geuerle.

der Rheinischen Volkszeitung

Rotationsdruck und Verlag von
Hermann Rauch, Wiesbaden.

Nachdruck aller Artikel verboten.

Nummer 10

Sonntag, den 31. Januar 1915

33. Jahrgang

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 31. Jan. Petrus Nolasens.
Montag, 1. Februar Ignatius.
Dienstag, 2. Lichtmess.
Mittwoch, 3. Blasius.

Donnerstag, 4. Rhabanus.
Freitag, 5. Agatha.
Samstag, 6. Dorothea.

Sonntag Septuagesima

Evangelium des hl. Matthäus 8, 23—37.

In jener Zeit, als Jesus in das Schifflein trat, folgten ihm seine Jünger nach. Und siehe, es erhob sich ein großer Sturm im Meere, so daß das Schifflein mit Wellen bedeckt wurde: er aber schlief. Und seine Jünger traten zu ihm, weckten ihn auf und sprachen: Herr, hilf uns, wir gehen zu Grunde! Und Jesus sprach zu ihnen: Was seid ihr so furchtsam, ihr Kleingläubigen? Dann stand er auf, gebot den Winden und dem Meere, und es ward eine große Stille. Die Menschen aber wunderten sich und sprachen: Wer ist dieser, daß ihm auch die Winde und das Meer gehorchen?

*

Uebermorgen ist Septuagesima. Damit beginnt die Vorfeier der Fastenzeit. Das Alleluja verstummt und die violette Farbe herrscht am Altare. Ehe die Kirche Abschied nimmt von dem Kindlein der drei Weisen und hinüberleitet zum „Manne der Schmerzen“ der Fastenzeit, zeigt sie ihn uns noch einmal als den großen Herrn und Gebieter des Weltalls, wie er auftritt im Evangelium vom Sturm auf dem Meere. Geht nicht irre, ihr Kinder Gottes, will uns die Kirche sagen, wenn ihr Jesus mit Schmach gefäßt, wie einen ohnmächtigen, hilflosen Menschen seht. Er ist doch Gott, der Allmächtige, der aus Leid und Trübsal emporfährt zur Glorie des Himmels. So ist zu erklären, wenn morgen, am Tage vor Beginn der heiligen Zeit, in der kirchlichen Liturgie der 4. Sonntag nach Dreikönig mit seinem Evangelium vom Sturm auf dem Meere gefeiert wird. Paßt dieses Evangelium nicht auch in unsere sturmbelegte Zeit? Schaut doch mal näher zu. Die ausgewählte Natur, die Todesangst der Jünger, ihr Rufen und Schreien und inmitten des drohenden Unterganges der Menschen — Jesus, voll Majestät und Ruhe. Er gebietet dem Wogenschwall — und es ward eine große Stille. Ja, das ist der Krieg wie er leibt und lebt. Das sind die Kriegsvölker, wie sie hangen und bangen und ringen um ihr Leben. Und das ist der allmächtige Gott, der den Sturm hat kommen lassen, und der ihn wieder beschwichtigt, sobald er die Zeit dazu für gekommen hält. Rein, es fällt dem Priester auf der Kanzel und dem Feldgeistlichen an der Front heute nicht schwer, über sein Thema mit Liebe und Wärme zu sprechen. Denn wie die hl. Schrift sagt: Aus der Fülle des Herzens redet der Mund (Mt. 12, 34).

Eins laßt uns aus diesem Kriegssonntagbild herausheben und vor unsere Seele hinstellen: Das liebliche friedliche Bild Jesu. Er, der allein Ruhige, Unveränderliche, er allein, der helfen kann und wirklich hilft, wenn man sich nur ihm voll Zuversicht anvertrauen wollte. Ist's nicht auch in unserem Krieg so? Während auf der Erde habgierige, rachsüchtige, unzufriedene Völker und irgeleitete Fürsten sich gegen ihre friedlichen Nachbarn erheben, um sie zu knechten und Gottes Absichten über die Ausbreitung des Evangeliums in den Weg zu treten, thront der Allmächtige, Unwandelbare in der Höhe des Himmels und wacht über die Ausführung seiner von Ewigkeit her festgesetzten Pläne. Ihm kann kein Volk der Erde, und wenns noch so mächtig und ergepanzert daherschritte, widerstehen. „Es erheben sich die Könige der Erde und kommen zusammen die Fürsten wider den Herrn und seinen Gesalbten... Der im Himmel wohnet, lacht ihrer, und der Herr spottet ihrer“ (Ps. 2, 2. 4.). So geht immer noch jeder Kampf aus, der zum Ziele hat, Gottes ewige Ratschlüsse über Weltordnung und Weltregierung zu durchkreuzen. So wird auch, man sieht es schon kommen, der jetzige Krieg ausgehen, der, wie es immer mehr offenbar wird, zum Ziele hat, den Fortschritt der Menschheit in Religion, Kultur und Sitte zu hemmen. Wider Gott ist nicht anzukommen. Da zerfällt jede Kraft und Macht. „Der im Himmel wohnt, lacht und spottet ihrer.“ Der Psalmist spricht hier von Gott nach Art, wie die Menschen in

ähnlichen Fällen handeln. Wie der in der wohl verschanzten Stadt eingeschlossene Feldherr sich nichts macht aus den Angriffen der Belagerer, weil er weiß, daß die Stadt wohl versorgt ist und alle Stürme fehlschlagen müssen, so wartet der Herr ruhig ab, bis die Verblendeten zur Einsicht kommen und von ihren Plänen ablassen.

Und wer auf Seiten Gottes streitet, der nimmt teil an Gottes Ruhe und Zuversicht wegen des Ausganges. Warum die Jünger im Schifflein so in Unruhe? Weil es ihnen an Glauben fehlte, an dem rechten, echten, lebendigen Glauben an die Gegenwart Gottes. Der Herr tabelt sie auch deswegen. „Was seid ihr so furchtsam, ihr Kleingläubigen?“ Er will sagen: Ich bin doch bei euch, ihr kennt mich doch und wißt, daß ich alles vermag und niemand zugrunde gehen lasse. Im Kriege beruhigt das ganze deutsche Volk der Gedanke: Wir haben mit Gott angefangen, der Kaiser an der Spitze und das ganze Land hinter ihm; wir haben unser Werk dem Allerhöchsten anbefohlen, unsere Absichten sind rein; wir gehen mit Gott in den Krieg, und deshalb teilen wir auch Gottes Zuversicht und Hoffnung. Unsere Soldaten im Felde und unser Volk daheim, alle sind des einen Gedankens: Gott ist mit uns, er wird auch bis zum Ende bei uns sein.

Und auf Seite unserer Feinde, ach, welche Unruhe, welche Verlegenheit, was für ein Rennen und Jagen nach der Gunst der Umliegenden, nach Hilfe von außen und von innen, welche Lügen und Verleumdungen der Gegner. Warum das alles? Weil sie Krieg führen ohne Gott, weil sie Gott geradezu ausgeschaltet haben, weil sie sich verlassen auf eigne Kraft. Und es wird in Erfüllung gehen das Wort Gottes an ihnen: Sehet da, ein Mensch, der Gott nicht zu seinem Helfer machte, sondern auf die Menge seiner Reichthümer vertraute und prahlte mit Nichtigkeit. Darum wird dich Gott ganz und gar verderben, dich herausreißen und dich wegräumen aus deinem Felde, und deine Wurzel aus dem Lande der Lebendigen (Ps. 52, 9. 7.).

Das ist das Kriegsbild. Einen Widerschein davon gibt uns das Leben des einzelnen für sich und im Kreise der Familie. Kein Sturm, der in die Stille der Familie hereinbricht, und wäre er auch noch so gewaltig, kann uns in Schrecken und Angst versetzen, wenn wir nur den Gedanken recht fest halten: Jesus ist bei mir. Es ist der unendlich mächtige, unendlich gütige und mich unendlich liebende Jesus, der mich behütet. Auch wenn er zu schlafen scheint, wie im Schifflein des galiläischen Meeres, auch wenn er seine Gegenwart nicht zu erkennen gibt, er ist doch da und wacht mit treuen Augen über seine Geliebten. Und gar, wenn ich ihn bei mir habe kraft der sakramentalischen Gegenwart durch die heilige Kommunion, mein Gott, wie unendlich fern, wie weit ab liegt da jede Gefahr, und wenn sie auch ganz nahe an mich herankommt. Es ist dann eben keine Gefahr, grad so, wie es keine Gefahr war, daß die Wogen des Meeres in das Schifflein der Jünger schlugen. Jesus hätte schon zur rechten Zeit eingegriffen, wenn die Jünger ihn nicht geweckt hätten.

Das Evangelium vom Sturm auf dem Meere ist eine machtvolle Kundgebung Gottes zum rückhaltslosen Vertrauen auf seinen Beistand in den großen und kleinen Nöten der Menschheit. Bpe.

Mariä Tempelgang

Der Sonne Glührot bricht durchs Dämmergrau,
Fliegt zu Herodes stolzem Tempelbau
Und schmückt die weite, goldne Tempelpforte
Zum Einzug ihrem König, ihrem Horte.
Es steigt den leeren Tempelberg hinan,
Mit seinem Weib ein stiller, schlichter Mann;
Die Mutter trägt das Kind, ihr Antlitz glüht —
Ob ihr im Knaben seltnes Glück erblickt?
In diesem Kinde?! O, wie glänzt die Pforte
Zum Einzug Gottes Sohne, Judas Horte!

„Laß mich, Herr, in Frieden gehen
Aus der sündetrunknen Welt,
Da mein Auge nun gesehen
Meines Volkes Heil und Heil!
Fluch und Segen wird er bringen,
Wie das Erdenkind sich wählt;
Und ein Schwert wird dich durchdringen
Siebenfach es trifft und quält!“

Des Greises Seherwort von Glück und Schmerzen
 Blüht tief und scharf im jungen Mutterherzen.
 Beim trägt sie's Kind, und eine Träne fällt
 Dem Knaben, den der Schlaf gefangen, hält,
 Grad auf die reine Stirn — da, aufgeweckt! —
 Sein Auge trifft der Mutter Blick, erschreckt.
 Doch das, was beider Blicke lautlos sagen —
 Welch' Menschenzunge mag's zu stammeln wagen?! —

*

Die Sonne steht, von Nebel dicht umwoben,
 Und einsam-düster liegt der Tempel droben.

PHB.

Aus dem Schatze liturgischer Schönheit

Die Kerze im Leben des Christen.

Es ist etwas Herrliches ums Licht! Herrlich strahlt die
 Weltenleuchte am Firmamente, allen Farbe und frisches Leben
 spendend. Herrlich flutet das Licht von den Lichtquellen her,
 die in neuester Zeit erfindungsreicher Menschengestalt geschaffen
 — es wandelt die düstere Nacht in gleißende, strahlende Stunden.
 Doch nichts leuchtet so friedlich, so warm, so heimlich und poesie-
 voll wie die Weihnachtskerze am harzduftigen Christbaume. Die
 Kerze, die jetzt fast verachtete Lichtspenderin, gefertigt durch Bienen-
 fleiß und Menschenarbeit! Von der geräuschvollen Welt, die das
 Laute und Schimmernde liebt, ist sie kaum geschätzt, doch in der
 Kirche, der Hüterin des Kleinen und Unscheinbaren, steht sie
 hoch in Achtung. Wenn draußen die Nacht über dem Lande liegt,
 und die Menschen im Blitzen der elektrischen Birnen durch die
 Straßen hasten, dann stehen mit ihrem trauten Scheine die Kerzen
 drinnen im traulichen Kirchlein um das Allerheiligste Wache:
 Wächter und Boten des Allerhöchsten! Darum gibt ihnen heute
 die Kirche eine eigene Weihe, aus der die Hochachtung gegen die
 bescheidene Lichtspenderin so deutlich hervorgeht. Sie betet:
 „Heiliger Herr! Allmächtiger, ewiger Gott! Du hast das Welt-
 all aus nichts erschaffen! Auf dein Geheiß bereiten die Bienen
 dieses hier gegenwärtige Wachs. Du liehest heute das inbrünstige
 Gebet des gerechten Simeon in Erfüllung gehen: wir flehen
 nun in Demut empor zu dir, segne und heilige du diese Kerzen
 zum Gebrauche der Menschen, zum Heile der Seele und zur
 Wohlfahrt des Leibes aller, die auf dem Wasser und auf dem
 Festlande sich befinden; segne und heilige sie durch die Anrufung
 deines allerheiligsten Namens, durch die Fürsprache der aller-
 seligsten, ewig unbefleckten Jungfrau Maria, deren Fest wir heute
 andächtig feiern und durch die Kraft der Fürbitte aller deiner
 Heiligen.“

Die so geweihte Kerze tritt im Christenleben des öfteren
 Bedeutungsvoll auf.

Wenn der kleine Erdenbürger, mit der Erbsünde behaftet,
 an die Pforte der Kirche klopft, um durch die hl. Taufe in
 ihre lebenspendende Gemeinschaft aufgenommen zu werden, leuch-
 tet zum erstenmale die Kerze geheimnisvoll hinein in sein Leben.
 Sie wird ihm mit den Worten gereicht: „Nimm hin das brennende
 Licht, bewahre unverfehrt deine Taufgnade; halte Gottes Ge-
 bote, damit du, wenn der Herr zur Hochzeit kommt, im Himmel
 mit allen Heiligen ihm entgegensteilen kannst und so lebst von
 Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen!“ Der Mensch hat das übernatür-
 liche Licht empfangen, er soll es aber auch, wenn er zum Gebrauche
 der Vernunft gelangt ist, bewahren und vermehren, damit es ihm
 einst zur herrlich leuchtenden Fackel werde, wenn Christus der
 Herr mit den klugen Jungfrauen zu ewiger Vereinigung und Be-
 seligung ruft. Wenn der Mensch bei jedem Kerzenschimmer daran
 dachte, würde sein Einzug ins himmlische Jerusalem sicherer und
 strahlender werden.

Die Tage der Jugend enteilen schnell! Einen gewissen Ruhe-
 punkt bedeutet der Empfang der ersten hl. Kommunion.
 Mild und verheißend strahlt zum zweitenmale die Kerze neben
 dem jungen Menschenkinde. Es hat durch eigenes Lernen, durch
 fremdes Lehren das Licht des Christenglaubens in sich gestärkt.
 Jetzt nimmt er den zum erstenmale in sich auf, der von sich sagt:
 „Ich bin das Licht der Welt!“ Die Kerze erinnert ihn daran.
 Sie sagt ihm aber auch, daß es selbst Licht werden soll, Licht, das
 durch seinen einladenden Schein anderen zustrahlt: „Seid meine
 Nachfolger, wie ich Christi Nachfolger bin!“ Sagt auch du dies
 der Welt durch treues Halten deines Kommunionversprechens?

Des Menschen Tage sind gezählt. Des Todes Schatten
 umfängt ihn. Dann strahlt zum letztenmale der verführerische Schein
 der Kerze hinein ins endende Leben, während in heißen Gebeten
 die Kirche den Endkampf ihres Kindes unterstützt. O welch er-
 greifenden Schein hat die Todeskerze! Wie wirft sie ihr Licht,
 Verzeihung heischend, in das Dunkel des vergangenen Lebens! Wie
 leuchtet ihr verheißender Schein voraus in die Wonne der Zu-
 kunft! Ziehe hin, christliche Seele, bald erlischt dies armenige
 Erdenleben, um im ewigen Lichte aufzugehen!“ Daß doch allen
 die Todeskerze so Trost zuflüstern könnte!

Wenn die Donner unheimlich rollen, und fahle
 Blicke erschreckend die Nacht für Sekunden erhellen, dann
 zündet der gläubige Christ die geweihte Kerze an. Er empfiehlt
 sich bei ihrem tröstlichen Scheine dem Allmächtigen, der auch
 die Unwetter in seiner Hand hält. Die Kerze raunt ihm zu:
 „Habe Vertrauen, du stehst in Gottes Hand, er schützt Haus und
 Leben!“ Bald wird es wieder still!

Unser Vater gebot
 Seinem Verderber,
 An unserer Hütte vorüberzugehen!
 Ach, schon rauscht, schon rauscht
 Himmel und Erde vom gnädigen Regen.
 Nun ist — wie dürstete sie! — die Erde erquickt,
 Und der Himmel der Segensfülle entlastet.
 Siehe, nun kommt Jehova nicht mehr im Wetter;
 In stillem, sanftem Säuseln
 Kommt Jehova;
 Und unter ihm neigt sich der Bogen des Lebens.

(Klopstock)

Und dann endlich die traute Weihnachtskerze! Sie
 hat eben noch zu dir gesprochen: so liebe, leise Worte; sie klingen
 dir noch im Ohre. Ich will nicht hineinreden in das trauliche
 Flüstern von Weihnachtsstille und Weihnachtsgnade. Sie soll noch
 oft zu dir so freundlich sprechen! Das ist mein Wunsch am Feste,
 das mit seinem Kerzenschimmer so lieblich den Weihnachtsfestkreis
 schließt!

PHB., Franziskaner.

Der hl. Rabanus Maurus — der „erste Lehrer Deutschlands“

(4. Februar.)

Die Lippen des Gerechten unterweisen sehr viele.
 Sprichw. 10, 21.

Die Gnade föhrt die Natur, insofern sie in den Dienst
 Gottes gestellt werden kann, nicht, sie abelt sie vielmehr. Die
 Fähigkeiten, die im Menschen schlummern, werden durch Gottes
 Hand geweckt und reifen dann unter dem Sonneneinflusse der
 Gnade zu tugendhafter Wirksamkeit. So war es auch mit den
 Heiligen. Natürliche Begabung wirkte mit und für Gott Außer-
 ordentliches in einem Berufe, zu dem die natürliche Begabung
 hindrängte.

So war es auch mit dem großen Sohne des goldenen
 Mainz, mit dem hl. Rabanus Maurus. Er wurde 776 geboren.
 Schon früh kam der vornehme Knabe nach Fulda, der segens-
 reichen Stiftung der Heiligen Bonifatius und Sturmias. Hier
 empfing er 801 vom Abte Baugulf das Kleid des hl. Benedikt.
 Der Nachfolger Baugulfs, Abt Ratgar, schickte den verheißungs-
 fähigen Knaben nach Tours, zu Alkuin, dem berühmtesten Lehrer seiner
 Zeit. Das Verhältnis zwischen Alkuin und Raban wuchs zu einer
 tiefen Freundschaft aus. Nach Fulda zurückgekehrt, wurde Raban
 sogleich zum Lehrer an der weltberühmten Klosterschule bestellt.
 Alle fühlten, Raban ist an seinem Plage — der geborene Schul-
 meister. Bald stand er denn auch an der Spitze der Schule. Als
 er dann 814 die Priesterweihe empfangen hatte, ging neuer Segen
 von ihm auf Lehrer und Schüler aus. Wie verstand es der kluge
 Meister, lehrbegierige Knabenköpfe für des Wissens hehres Gut
 zu begeistern! Wie konnte er sich herablassen zu den Kleinsten und
 auch die schwersten Begriffe dem noch ungeübten Geiste der
 Schüler nahebringen! Zum Wissen kam dann der Tugend und des
 Glaubens unschätzbare Reichtum. Schüler, wie Masafried Strabo
 und Otfried von Weisenburg, der Sänger des zweiten großen
 frühmittelalterlichen Heilandsdramas, finden den Ruhm Rabans für
 alle Zeiten. Doch als Abt Ratgar eine unheimliche Pantomime
 entfaltete, die der Schule viel schadete, litt Raban schwer, bis
 817 mit Abt Eigil, einem Freunde Rabans, neues Leben in die
 Schule einzog. Als 822 Raban gar selbst Abt wurde, hatte für
 Fuldas Schule die größte Stunde geschlagen. Er blieb auch da
 noch der erste Lehrer; zeigte aber auch eine neue Seite seines
 vielbegabten Wesens: ein großes Verwaltungstalent, das dem
 Neupflegen der Schule sehr zutratten kam. Nicht zufrieden mit dem
 Segen, der von der Klosterschule ausging, sandte er auf die Dörfer,
 die seiner Abtei zugehörten, nicht mehr Meier (weltliche Verwalter),
 sondern Priester, damit auch der Dorffjugend das Brot heilsamer
 Lehre gebrochen werde. 842 legte der Heilige die Abtswürde
 nieder, zog sich auf den bei Fulda gelegenen Petersberg zurück, wo
 er in Gebet und Arbeit ganz seinem Gotte lebte. Hier in der
 Stille, wie auch im Geschäftsleben früherer und späterer Jahre,
 verfasste er eine Reihe Bücher, durch die sein Wissen und seine
 Frömmigkeit in alle Welt hinausgetragen wurden.

Am 26. Juni 947 wurde Raban als Nachfolger Ottars zum
 Erzbischof zu Mainz geweiht. Es war eine schwere und wilde
 Zeit! Die Nachfolger des großen Karl tritten sich in endlosem
 Bruderkrieg um das fränkische Erbe. Auch die Erzbischofe Mainz
 litt schwer unter diesen Kämpfen. Raban suchte zu heilen, so-
 viel er konnte, besonders dadurch, daß er seine Mitarbeiter zu
 gemeinsamer Beratung berief, um sie für gemeinsame und einheit-
 liche Arbeit zu begeistern. Neben der Hirten Tätigkeit vergaß er aber
 auch nicht die geliebte Schule. Durch Besuch der Schulen,
 durch Ausbildung geeigneter Lehrkräfte, durch Wort und Schrift
 blieb er der Lehrer seines Volkes, bis er am 4. Februar 856
 im „Rauhen Hause“ zu Winkel im Rheingau starb; 1906 wurde ihm
 hier ein Denkmal errichtet.

Raban war 80 Jahre alt geworden — 80 volle, segenschwere
 Jahre.

Dies ist der äußere Lebensgang dieses deutschen Heiligen.
 Sein äußeres Leben hatte Halt und Richtung in tiefer Innlichkeit,
 die ganz auf Gott gerichtet war. Er wird der „primus
 praeceptor Germaniae“ (der erste Lehrer Deutschlands) genannt.
 Er war aber nicht einer von den Lehrern, die den Weg Gottes

Selbst, ihn selbst aber nicht gehen. Raban war ein Heiliger und darum ein so großer Lehrer. Die Nachwelt hat ihn mit Recht verehrt, und es ist ein wohlverdientes Lob, wenn einer schreibt: Raban erglänzte wie ein schimmerndes Gestirn; seine hinterlassenen Schriften sind ebenso viele Lichtstrahlen, die des Verfassers hohen Geist verkünden, und Deutschland kann mit Recht sich eines solchen Lehrers rühmen.

Wenn doch vom Geiste dieses ersten großen deutschen Lehrers recht viel auf die heutige Schule überginge! Bete darum am 2. Rabanustage!

Ich aber wünsche, daß wir jede Stunde als Religionsstunde betrachten und so bemühen, daß sie uns mit Gott und der Jugend verbinde.

(Aphorismen von Dr. Keller.)

PHB., Franziskaner.

× Aus schwerer Zeit

Eine geschichtliche Erinnerung von A. Bommerstein.

Die glorreichen Befreiungskriege von 1813—1815 hatten dem deutschen, vor allem dem preussischen Volke, große Opfer aufgelegt. Infolgedessen war der Wohlstand, soweit von einem solchen damals überhaupt die Rede sein konnte, überall geschwunden und die wirtschaftliche Kraft der Bevölkerung eine recht geringe geworden.

In einzelnen Gegenden, besonders am Rhein, machten sich zudem die Nachwirkungen der fast zwanzigjährigen französischen Fremdherrschaft sehr bemerkbar. Manche ehemals wohlhabende Familien hatten ihr Vermögen eingebüßt und konnten mit dem Papiergelde, das ihnen von den Franzosen als teures Andenken hinterlassen worden war, die Stubenwände tapezieren oder aus den wertlosen Scheinen (Assignaten) Tribüsse machen.

Unter diesen Umständen mußte man sich notgedrungen der äußersten Sparsamkeit befleißigen. Schmalhaas wurde allenthalben Küchenmeister, und aus genauen Aufzeichnungen, die über den Stand der damaligen Verhältnisse berichten, ersieht man, wie man sich einschränkte, um die „betrübten und armseligen Betten“ zu übersehen.

Wir finden da nicht nur sehr hohe Fleisch- und andere Lebensmittelpreise, die für viele geradezu unerträglich waren, sondern auch Angaben darüber, wie man die sonst übliche Nahrung durch die Verwendung von wildwachsenden Kräutern, Eicheln, Bucheckern usw. zu ersetzen strebte. Brennnesseln und Quacken lieferten Gemüse, Eicheln und Bucheckern wurden gebrüht, gemahlen und dem Brotteige in Menge beigegeben. Hier und da wurde sogar Baumrinde zum Brotbereitung benutzt. Selbe Rüben (Möhren) röstete man und verwendete sie dort zur Herstellung des „Kaffees“, wo das Roggenkorn, das ebenfalls gebrüht wurde, dazu nicht ausreichte.

Die Heizung und Beleuchtung der Wohnräume beschränkte man so viel, wie irgend möglich, und nicht wenige suchten abends sehr früh ihr Lager auf, um auf diese Weise einige Ersparnisse zu machen. Das bare Geld war rar und stand so

hoch im Werte, daß man z. B. die Maß guten Landweines, wie ihn das berühmte Kometenjahr 1811 gestieft hatte, für 15 und 20 Pfennige unserer Währung erhielt. Allerdings war das durchaus kein Schenkerpreis, wenn man bedenkt, daß sehr geringe Arbeitslöhne gezahlt wurden. Zwölf Reichstaler (25 bis 28 Mark) für einen tüchtigen Ackerknecht, und die Hälfte für eine Magd war viel Lohn für die Dauer eines Jahres, zumal dazu noch einige Hemden und ein Paar Schuhe kamen, die neben Wohnung und Beföhrung ausbezahlt wurden. Tagelöhner und besonders Drescher hatten eine verhältnismäßig noch geringere Einnahme, da zum Beispiel ein Drescher sich — ohne Kost — mit 30 bis 40 Pfg. pro Tag begnügen mußte.

Das Haushaltsführen war da eine große Kunst und die Einschränkung aller Bedürfnisse ein Gebot der Notwendigkeit.

Das Schlimmste sollte indes noch erst kommen.

Raum erzeute man sich der Seagnungen des so lange entbehrten Friedens, da suchte 1816—1817 einer der furchtbarsten Feinde der Menschheit: der Hunger die Bewohner Deutschlands heim. Aus dieser Zeit allgemeinen Elends stammt eine aus einer Mischung von Kupfer und Zinn geprägte Denkmünze, die auf der Vorderseite eine tiefbekümmerte Mutter mit zwei Kindern zeigt. Das eine derselben liegt kraftlos in ihrem Schoße, das andere umfaßt ihre Knie und hebt die Händchen bittend empor. Die Umschrift lautet: „O gib mir Brot, mich hungert.“ Auf der Rückseite erblickt man eine Wolke, aus welcher eine Waage herabhängt. In der einen Schale liegt ein kleines Brot, in der anderen ein Gewicht mit der Bezeichnung: 1 Pfund 3 Lot. Zwischen den beiden Waagschalen befindet sich eine Weizengarbe mit einem Anker als Bild der Hoffnung, die stets in widrigen Schicksalen den Unglücklichen aufrichtet und seine Leiden mildert. „Verzaget nicht, Gott lebt noch!“ mahnt die Umschrift dieser Darstellung.

Die Ursache der Hungersnot war eine gänzliche Mißernte. Unausgesprochener Regen mit großen Überschwemmungen weiter Gebiete hatten diese herbeigeführt. In den Jahren 1816 und 1817 entstand daher eine allgemeine Teuerung, wie sie seit Menschen gedenken nicht eingetreten war. Der Scheffel Korn kostete 60 bis 70 Gulden, Weizen 84 bis 90 Gulden, Hafer 21 Gulden. Der Zwölfskreuzerlaß (schwarzes Brot) wog 1 Pfund 3 Lot; das ebenso teure Weizenbrot hatte ein Gewicht von 27 Lot. Das Pfund Rindfleisch kostete 15 Kreuzer, das Schweinefleisch 27 Kreuzer und die Maß braunes Bier 8½ Kreuzer.

Die gesamte Bevölkerung litt schwer unter dieser Not, die in der Folge, wie bekannt, sprichwörtlich wurde, da man von einem sehr abgemagerten Menschen mit hohlen Wangen sagte: „Er sieht aus, wie das Jahr 17.“ Man kann sich deshalb vorstellen, mit welcher Freude die überaus gesegnete Ernte des Jahres 1817 begrüßt wurde.

In allen Gegenden Deutschlands brachte man den ersten Wagen mit Getreide im Triumphzuge heim und veranstaltete große Dankfeste, an denen hoch und niedrig sich beteiligte.

Die Erinnerung an die Heimtückung unserer Groß- und Urgroßeltern möge uns in diesen Zeiten ein Trost sein und uns zugleich daran mahnen, die gegenwärtig bringende erforderliche hauswirtschaftliche Sparsamkeit weise zu üben, damit uns kein wirklicher Mangel trifft.

Der Müller von St. Amand

(Nachdruck verboten)

17. Fortsetzung.

Roman aus dem Jahre 1815. — Von Franz Wichmann.

Erst als die Häuser von La Haye aufstauten und der Korporal hinter sich die verlassene Mühle in Flammen aufgehen sah, machte er verschauelnd hinter einer schließenden Hecke Halt, um das Weitere zu überlegen.

Aber es kam nicht dazu. Auf Schussweite schon waren die nachsehenden Franzosen heran, als plötzlich ein Stodern durch ihre Reihen ging, ein Jägen, wie es vor näherer, noch unsichtbarer Gefahr den Schritt hemmt. Es lag etwas in der Luft, etwas Wichtiges bereitete sich vor, dessen Ahnung einstuft instinktiv auf die Massen wirkte.

Aus seinem Versteck sah der Korporal die hinter La Haye zurückgewichenen Preußen Halt machen. Dann drangen sie plötzlich, verstärkt durch die 1. Westpreussischen Grenadiere, wieder vor und deutlich klangen die jubelnden Rufe herüber:

„Laßt sie über die Plempe springen, die welschen Hunde.“

„Jetzt ist's gewonnen.“

„Die Engländer rücken an!“

„Vorwärts, vorwärts!“

Es war, als hätte der greise Marschall seinen Namen rufen hören. Denn jetzt erschien er selbst an der Spitze eines Pommerschen, bisher in Reserve gehaltenen Regiments von Wagnere her mit seinem gewohnten Angesicht auf dem Plan.

Unter stürmischer Begeisterung ging es von allen Seiten vorwärts, und im Handumdrehen war La Haye wieder vom Feinde gesäubert. Ein panischer Schrecken schien den Ansturmenden vorauszugehen, in schmachlicher Flucht stoben ganze französische Bataillone über offenes Feld nach St. Amand zurück.

Deinz Lichtwehrs Herz schlug höher. „Da, jetzt eine Waffe haben, jetzt unter den Kameraden mitstürmen und die Franzosen jagen können.“

In fiebernder Aufregung spähte er umher, um einen toten Preußen zu entdecken, dessen Gewehr er sich nehmen, dessen Uniform er anlegen konnte. Wer in weitem Umkreise deckten nur französische Gefallene den Boden und jetzt sprengte gar eine Gruppe höherer Offiziere auf die Hecke zu, die ihn verbarg.

Um nicht überritten zu werden, mußte er sich noch tiefer unter das dornige Gezweig drücken, und zugleich erkannte er die Stimmen wieder, die er schon am Morgen aus dem Dachfenster der Mühle belauscht hatte.

„Nun, Durchlaucht, hab ich recht gehabt!“ rief Generalleutnant von Gneisenau, dicht an der Hecke sein Roß zügelnd. „Der Dritte hält sein Wort!“

„Hätte er's früher getan“, murmelte Blücher in den weißen Schnurrbart. „Tausend brave Jungen weniger hätten zu Signy ins Gras beißen müssen.“

„Es ist wahr, — das Dorf hat uns furchtbare Opfer gekostet. Unnötigerweise. Denn nun fällt doch die Entscheidung hier — und —“

„Sehen Sie, Graf“, unterbrach ihn der Marschall, — „das ist die Garde-Artillerie des Kaisers, die dort herangeloppt.“

„Er wird alles aufbieten, St. Amand zu halten, um unsere Vereinigung noch zu hindern.“

„Das wird ihm nicht gelingen, sobald wir alles tun, es zu nehmen. Kraft und Brause sollen den Vorbeingang des Dorfes angreifen und den verdamnten Vandamme vom Kirchhof, wo er sich breit macht, herunterjagen.“ Und seinen Schimmel tummelnd, rief er den Soldaten der eben vorbeimarschierenden Brigade Kraft zu: „Macht ganze Arbeit, Kinder. Die Engländer müssen sehen, daß wir das Handwerk auch verstehen und unser Teil schon getan haben.“

„Sind Sie von Jagow geschickt?“ wandte sich der Chef des Generalstabs zu einem eben ankommenden Reiter an.

„Zu Befehl. Der General hat wenig Hoffnung, Signy dauernd halten zu können. Er fürchtet, umzingelt zu werden.“

Gneisenau lächelte zuversichtlich. „Nur eine halbe Stunde noch. Wellington muß ja gleich hier sein. Schon seit einer Stunde sieht man seine Truppen auf unserer Linken anrücken. Signy hat keine Bedeutung mehr. Alles, was dort entbehrlich ist, soll nach St. Amand dirigiert werden. Hier wird es noch einen harten Kampf, aber auch den Sieg geben.“

Während die befohlene Bewegung in vollem Gange war und alle verfügbaren Brigaden nach rechts herübergezogen wurden, so daß bei Signy nur eine dünne Verteidigungslinie blieb, wurde Blücher ein Billett überbracht.

Wie Wetterleuchten blühte es in den Jügen des Alten auf. „Ah, vom Herzog! Er selber meldet seine Ankunft.“ Dann aber, als er die wenigen Worte des Inhalts überflog, erstarrte sein verwettertes Gesicht. „Zum Teufel, was ist das?“

„Was haben Sie, Durchlaucht?“
 „Da sehen Sie, Graf. Die Post über den Briten!“
 Und Gneisenau las die ihm gereichte Schrift. „Kann nicht kommen. Bin selbst bei Quatrebras heftig engagiert.“
 Seine Stimme stockte. „Es ist des Herzogs Schrift. Aber die heranziehenden Truppen — — —“

„Müssen Franzosen sein,“ ergänzte Blücher tonlos.
 Es war eine furchtbare Enttäuschung, die wenige Minuten später ihre Bestätigung fand. Man hatte Erlons heranziehendes Korps für Engländer gehalten, und die Nachricht, daß die Kolonnen scheinbar wieder umgekehrt seien, bedeutete nur einen schwachen Trost.

Der preussische Generalstabschef erkannte seinen verhängnisvollen Fehler, der die bisher so günstige Lage plötzlich zu einer verzweifeltsten machen mußte. Alle Reserven waren auf dem rechten Flügel angehäuft und doch hatte man bis jetzt dem mutigen Vandamme nur einen Teil von St. Amand wieder entreißen können. Wenigstens müssen wir unsere Stellung behaupten, um jeden Preis.“

„Das werden wir,“ tröstete Blücher, „es dunkelt ja schon.“
 Aber auch das war eine Täuschung. Das Gewitter, das sich schon lange zusammengezogen, stand jetzt drohend am Himmel und verdunkelte den letzten Schein der Abendsonne. In der Erbitterung des Kampfes hatte niemand die Aenderung bemerkt. Vom Krachen des Geschüßes waren die Donnerschläge übertönt, und erst als die schweren Regentropfen fielen, blühten die Streiter verwundert auf. Zugleich kam die Unglücksstunde von Ligny. Die voreilige Entblößung des Dorfes von Truppen hatte sich bitter gerächt. Vom Dunkel des verfinsterten Himmels gedeckt, waren die Garden Napoleons fast unbemerkt herangekommen. Die schwachen Reste der Brigade Jagow vermochten dem grimmigen Ansturm dieser alten erprobten Soldaten nicht standzuhalten.

Den Mißgriff des Gegners mit seinem Absterblichen sofort erkennend, hatte Napoleon, der Meister des blutigen Schachspiels, den letzten Zug getan, den Sieg des Tages auf seine Fahnen geschrieben.

Das feindliche Zentrum war durchbrochen, und schauerlich warf die Riesenfackel der brennenden Häuser ihren flackernden Schein über die aus dem verlorenen Ligny ins freie Feld flüchtenden Preußen.

Der Abzug der abgeschnittenen Blücherschen Truppen aus dem nur zur Hälfte wieder eroberten St. Amand war die sofortige Folge.

Von Wut über das schmähliche Ende erfüllt, ritt auch der Wachmeister Reit Roiger mit seinem Regimente zurück.

Bei dem siegreichen Wiedervordringen der Preußen infolge der vermeintlichen Ankunft der Engländer waren die Lühowschen Ulanen neuerdings bis auf den Mühlenhügel vorgeritten und hatten ihn vor der drohenden Gefangenschaft bewahrt. Am Zaune der abgebrannten Mühle, wo er es angebunden, fand er noch unverfehrt sein Pferd und brauchte sich nur in den Sattel zu schwingen, um wieder zu seiner Schwadron zu stoßen.

Es war ein trauriger Ritt im dicht niederrauschenden Regen über das mit Toten und Verwundeten bedeckte Schlachtfeld. Rauch und Regen verdichteten sich zu einer finsternen Masse, die einer schwarzen Mauer gleich am Horizont stand und nur von Zeit zu Zeit von fallen Blühen durchhehlt wurde. Wie ein bleicher Stern in dunkler Wetternacht flog Blüchers Schimmel die Reihen entlang.

„Kinder, laßt euch nicht lumpen. Wer flieht, ist ein Schuft. Schlagt sie tot, die Salunken.“

Seinem verzweifeltsten Eifer gelang es, noch drei Reiterregimenter zu sammeln. Lühows Ulanen waren das erste, und Reit ritt im vordersten Gliede. Auf drei Gardevierecke, deren hohe Bärenmützen aus Dunkel und Pulverdampf drohten, ging es los. Aber das stürmische Hurra der Reiter erstarb im Krachen der Salven, und im Lichte der sprühenden Feuerstrahlen sah man nur noch ein ungeheueres Gewirr zurückflutender Kavallerie, von Helmen, Lanzen, Säbeln und Kürassen, von stürzenden und mit bröhnenden Hufen sich aufbäumenden Rossen.

Die Attacke war abgeschlagen, Ulanen, Kürassiere und Dragoner jagten, bunt durcheinandergewirbelt, aus dem Bereiche der lobspeienden Karrees.

„Wachmeister, helft mir auf!“
 Es war Lühows Stimme, und Reit sah seinen Oberst verwundet am Boden liegen. Er wollte abspringen, ihm helfen, aber im gleichen Augenblick jagten mit vorgestreckten Säbeln zwei friantische Eisenreiter herbei.

„Wir kommen wieder, wir hauen Sie heraus, Herr Oberst“, rief Reit und feuerte seinen Karabiner ab. Aber die Kugel prallte vom stählernen Darnisch des Franzosen zurück, und sein durch einen Gegenstoß verletzter Rappe trug ihn in wildem Sprunge davon, während Lühow als Gefangener in die Hände des Feindes fiel. Erst weit ab vom Schauplatz des Angriffes vermochte der versprengte Wachmeister sein blutendes, vom Schmerze wild gewordenes Tier wieder zu beruhigen.

„Oho, Schuft von einem Marodeur“, schrie er plötzlich auf, „fahre mit deiner Beute zur Hölle!“

Im bläulichen Schein eines niederzukenden Blühes hatte er eine verdächtige Gestalt bemerkt, die sich in offenbar räuberischer Absicht über einen toten Kameraden seines eigenen Regiments beugte. Sogar Teile der Uniform hatte der freche Leichenräuber sich schon angeeignet, die schwarz verschmürzte Jacke, den Tschako des Ulanen, und eben griff er auch nach dem Säbel.

Reit hob den Karabiner, dem Tiger des Schlachtfeldes den verdienten Lohn zu geben.

Da lodert der dunkle Himmel wie in Flammen getaucht auf und ein bröhnender Donner erschütterte die Luft. Eine zurückgehende Batterie hatte noch einmal Posto gefaßt und ihren Eisenhagel auf den Verfolger geschleudert.

Im roten Schein erkannte Roiger das Gesicht des sich erschrocken umwendenden Räubers.

„Ah, dreimal verdammt Schurke, hier treff' ich dich wieder?“

Zu gut hatte er sich diese Züge gemerkt, die er nur einmal gesehen. Der Spion war's, der sich in die väterliche Mühle geschlichen und hier auf dem Schlachtfeld sich in die Uniform eines toten Ulanen hüllte, um sein schändliches Gewerbe umso sicherer weiter treiben zu können.

Knappend schlug der Hahn die Pfanne. Aber kein Pulverblitz flammte auf, kein Schuß erfolgte. Der Karabiner versagte.

„Haltet, — ich bin“ — rief der Verdächtige, als er den Mann zum Säbel greifen sah, aber er kam nicht zu Ende, denn klirrend, rassend und schnaubend stob es plötzlich wie die wilde Jagd an den beiden vorüber und der wirre Schwall flüchtender Reiterwaffen riß Reit, der sein Tier vergeblich zu zügeln suchte, in seinem Strudel mit fort.

Raum kam er zur Besinnung. Traumhaft nur waren alle Eindrücke, der finstere Himmel, die grellen Lichtblitze, der wilde Sturm von Mann und Roß, und dort vor ihm der schwankende Schimmel, der in Bogensätzen dahinslog und plötzlich, samt seinem Reiter sich überschlagend, wie eine Sternschnuppe im wogenden Meer der Salme versank.

„War das nicht des Feldmarschalls Roß?“ durchfuhr es ihn.

Sich umblickend, sah er einen abgeessenen Reiter aufrecht, den Säbel in der Hand, mitten im Getreide stehen, gerade in der Senkung, durch die der Feldweg von Ligny nach Sombreff führte. Aber, — wenn auch Dunkelheit und das irre Spiel der Lichter täuschten, das konnte nicht der greise Blücher sein.

Die verfolgenden französischen Kürassiere schienen zurückzubleiben, wohl aufgehalten durch das Feuer eines mitten im Getümmel des Rückzugs von der westfälischen Landwehr formierten standhaften Birecks, und Reit war, nachdem er sich glücklich aus dem Chaos, das ihn fortgeschwemmt, herausgelöst, unentschlossen, wohin er sich wenden sollte. Sein Pferd ward zusehends schwächer, und in der Besorgnis, es werde ihn nicht lange mehr tragen, sprang er ab, die Wunde zu untersuchen.

Da hörte er sich angerufen.

„Hierher, Ulan! Hier liegt unser Feldmarschall. Helft ihm auf Euer Pferd.“

Der Wachmeister erschraf. Jetzt erkannte er den wie eine Schildwacht im Felde Stehenden. Es war Graf Rostiz, Blüchers Adjutant.

Sein Pferd am Zügel führend, näherte er sich der Stelle. Aber noch ehe er sie erreichte, schrie der Graf:

„Nieder in's Korn! Kürassiere kommen!“

Der Sturm von Milhauds Eisenreitern brauste vorbei, ohne von den in die Kehlen Geduckten etwas zu bemerken.

„Der Marschall ist gefallen?“ stotterte Reit.

„Nur mit dem Roß, das über ihn gestürzt ist. Dem Himmel sei Dank, er lebt.“

Der anfangs betäubte, greise Held war schon wieder zu sich gekommen. „Rostiz“, flüsterte er heiser, mit schwacher Stimme, „das nenn' ich Glück haben. Der alte Gott lebt noch. Er soll mir strafen, wenn wir nicht wiederkommen.“

Mit Mühe zogen der Graf und Roiger den gequetschten, leise ächzenden Greis unter dem toten Rosse hervor und hoben ihn auf den Rappen. Noch ehe die Eisenreiter zurückkehrten, erreichten sie glücklich das von Hauptmann von Gillshausen kommandierte westfälische Landwehrbataillon, das schon dreimal die wütenden Reiterstürme abgeschlagen hatte.

In der Mitte dieser Getreuen gelangte Blücher sicher in ein weiter nordwärts gelegenes Dorf. Der Alte war eingeschlafen, als man ihn vom Pferde hob und ins Bett legte. Er konnte nicht hören, was die vor dem Hause um Gneisenau sich drängenden Generalstabsoffiziere verhandelten. Sonst hätte er auf die besorgten, um die Rückzugslinie sich drehenden Fragen nur eine Antwort gehabt: „Vorwärts!“

Der Generalstabschef Gneisenau hatte eine anders lautende und doch dem Sinne nach gleichbedeutende, die über ihre Mühnheit alle in Schrecken und Bestürzung versetzte: „Ueber Wavre nach Waterloo!“ — —

6.

Der Erfolg Napoleons bei Ligny hatte Wellingtons mühsam behauptete Stellung bei Quatrebras unhaltbar gemacht.

Während Ney vorwärts drängte, konnte das siegreiche Heer des Kaisers ihm jeder Zeit in die Flanke fallen.

Der eiserne Herzog mußte zurück. —

Und sein Rückzug artete in eine fluchtartige Bewegung aus, als Napoleons ganze Macht hinter Ney auf die Hauptstraße nach Brüssel einschwenkte. Nur der zum Marschall ernannte Reitergeneral Grouchy war mit 30 000 Mann zur Verfolgung der Preußen bei Sombreff zurückgeblieben.

Die französische Kavallerie auf den Fersen, sahen die Engländer ihr einziges Heil in der Schnelligkeit.

(Fortsetzung folgt.)